



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Selma: Die Orientpolitik Friedrich des Großen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Orientpolitik Friedrichs des Großen

Von Dr. Selma Stern



ie Persönlichkeit des großen Königs, der einsam, nur seinem Genius vertrauend, mutig einer Welt von Feinden trotzte, der lieber zugrunde gehen als die Ehre seines kleinen Staates opfern wollte, ist uns heute vertrauter denn je geworden. Wie einst den Amerikanern zur Zeit ihrer großen Kriege und Nöte Friedrichs Vorbild Mut und Blut einflökte, so ist auch unseren Helden heute die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg das Zeichen geworden, in dem sie zu siegen oder zu sterben wissen. Aber auch im einzelnen hat uns Friedrich als kühner Pionier Wege gebahnt, die wir heute beschreiten, nachdem sie lange vom Dickicht überwachsen gewesen waren. Schon sein Urteil über England berührt sich haarscharf mit dem unseren. Hat er doch wiederholt seine Umgebung vor der hinterhältigen, verräterischen Politik Albions gewarnt, hat ihn doch nach 1761 keine Macht der Erde mehr bewegen können, mit diesem Lande in eine Verbindung zu treten, „die ihn nur vor ganz Europa prostituieren würde“.

Weniger bekannt aber ist es, daß Friedrich fast während seiner ganzen Regierung den Plan verfolgte, durch ein Bündnis mit der Türkei seine Stellung in Europa zu befestigen. „Ich bin genötigt gewesen“, so schrieb er darüber einmal an den Marquis d'Argens, „meine Zuflucht zu Treu und Glauben und zu der Menschlichkeit der Muselmänner zu nehmen, weil solche bei den Christen nicht mehr zu finden ist.“ Natürlich aber war es keine romantische Sentimentalität und keine aufwallende Gefühlspolitik, die ihn zu seinem Schritte bestimmten. Er hat lange mit seinem Entschlusse gerungen, er hat ihn dann nur nachdenklich, wägend, umsichtig und einzig und allein das Interesse Preußens im Auge, zur Ausführung zu bringen gesucht.

Es war die Konstellation der europäischen Mächte, die Friedrich den Gedanken an ein Bündnis mit den Türken nahe legte. Der große Gegensatz zu Österreich und bis 1762 der zu Rußland beherrschte seine ganze äußere Politik. Gleichermassen beherrschte auch der große Gegensatz zu Österreich und Rußland, die seit Jahren alles aufboten, das osmanische Reich zu vernichten, die seit Jahren das Fell des türkischen Löwen unter sich zu teilen suchten, die Politik am goldenen Horn. Diese Interessengemeinschaft hat Friedrich frühe klar und scharf erkannt und hat deshalb nicht Mittel und Wege gescheut, um ihr über alle Interessengegensätze, die den festgefügtten, aufwärtsstrebenden, jungen Preußen-

staat von der alternden, erstarren Orientmacht trennten, den Sieg zu verschaffen.

Schon im ersten Jahr seiner Regierung tauchte einmal kurz der Plan auf, Preußen durch ein Bündnis mit der Türkei gegen Österreich und Rußland zu sichern. Es war bei der berühmten Beratung zu Rheinsberg, in der Friedrich sich zum ersten schlesischen Krieg entschloß. Graf Bodewils und Feldmarschall Schwerin rieten damals ihrem jungen König, die Türkei in einen Krieg gegen Rußland zu heizen, um die Moskowiter vor einem Einfall in Preußen zurückzuhalten. Friedrich, auf seine junge Kraft vertrauend, ging aber damals auf diese Anregung nicht ein.

Auch in den nächsten Jahren verhielt er sich noch kühl und zurückhaltend gegen den Gedanken einer preußisch-türkischen Allianz und wies alle Gerüchte, die in Europa damals deshalb umherschwirrten, als „contes arabes“ und „grobe infame Calomnien“ ärgerlich zurück. Er wollte in jenen Jahren, besonders nach dem Friedensschluß mit Österreich, die Kaiserhöfe nicht durch eine türkische Verbindung reizen und vermied deshalb ängstlich, durch irgendeine Handlung Anlaß zu Argwohn und zu neuen Konflikten zu geben. Deshalb lehnte er auch in jener Zeit (1747/48) ein Angebot der Türkei selber, mit ihr einen Handels-, ja sogar formellen Allianzvertrag zu schließen, energisch, wenn auch höflich, ab, und war nur dazu zu bewegen, „gute Freundschaft“ mit ihr zu unterhalten.

Die Pforte war bei ihrem Anerbieten damals einer Anregung des französischen Renegaten, Bonnevals, gefolgt, eines interessanten Abenteurers, der frühe die Bedeutung des aufstrebenden Preußenstaates erkannt und in türkischem Dienste von der Notwendigkeit einer preußisch-türkischen Allianz sich überzeugt hatte.

Doch erst 1749 entstand in Friedrich die eigentliche Idee, in eine engere Verbindung mit der Pforte zu treten. Es drohte damals ein allgemeiner nordischer Krieg. Rußland beabsichtigte in Schweden, das ganz unter französischem Einfluß stand, die antirussische, mit Friedrich nahe verwandte Kronprinzenfamilie zu vertreiben. Zu diesem Zwecke verständigte sich die Zarin mit England und Österreich. Dieser neuen Gefahr gegenüber wandte sich Friedrich sofort an Frankreich, seinem Verbündeten seit 1741, und ging gleichzeitig auf die Anregung der Versailler Regierung ein, durch die Vermittlung des französischen Gesandten in Konstantinopel, Desalleurs, ein Verteidigungsbündnis mit der Pforte zu schließen. Die Allianz sollte sich ganz allgemein „wider benachbarte puissances“, von denen man „Feindseligkeiten zu gewärtigen hätte“, richten. Preußen hatte damals noch keinen eigenen Vertreter am Goldenen Horn. Während Frankreich seit den Tagen Franz des Ersten sich hervorragenden Einflusses dort erfreute und auch die anderen Mächte, Rußland, Schweden, Österreich, England und Venedig seit langem bei der Pforte akkreditiert und mit der verzwickten und komplizierten Politik des Orients vertraut waren, war Friedrich auf diesem Gebiete vollständig Neuling. Kein Wunder also,

daß er sich auf dem neuen und glatten Boden zuerst noch schwankend und unsicher bewegte, daß es Jahre dauerte, bis er allen diplomatischen Winkelzügen und wilden Intriguen, die Konstantinopel damals zum Tummelplatz hatten, auf den Grund kam. Deshalb verliefen auch jene ersten Verhandlungen ergebnislos, besonders da der sparsame König sich nicht hatte entschließen können, einen eigenen Geschäftsträger nach Stambul zu senden.

Aber einmal mit dem Bündnisgedanken vertraut, ließ ihn Friedrich in den folgenden Jahren nie mehr aus dem Auge. Er hat ihn mit solcher Zähigkeit und Energie durchzuführen gesucht, daß sein Sekretär Gichel sogar Friedrichs Orientpolitik das „Barometer“ der allgemeinen politischen Lage nannte. Einen Janitscharenmeister, der Pferdeverkäufe wegen 1749 nach Potsdam gekommen war, behandelte der König öffentlich mit solcher Auszeichnung, daß der gute Türke in ordentlichem Enthusiasmus für den liebenswürdigen Preußenherrscher geriet. Und als ein Jahr später der Khan der Krimtataren (die Krim stand seit 1475 unter türkischer Oberhoheit, war aber seit Peter des Großen Zeiten ständig von Rußland bedroht) unter der Führung Mustapha Ugas eine Gesandtschaft zu Friedrich entbot, um dessen Verhältnis zu Rußland zu sondieren und ihm gleichzeitig seine Hilfe gegen dieses Land anzubieten, überhäufte Friedrich Mustapha mit Geschenken und gewährte ihm eine Audienz von fast einer Stunde, wobei er dem Khan versichern ließ, „daß er nähere Freundschaft mit der Pforte zu unterhalten wünsche“. „Der Tataren“, so erklärte nachher Friedrich, der seine Feinde durch sein Verhalten auf das lebhafteste beunruhigt hatte, „könne man sich unter Umständen in mehr als einer Hinsicht mit Vorteil bedienen, um in die verderblichen Pläne der Feinde Bresche zu legen. Und käme es zum Krieg mit Rußland, werde man jedenfalls auf eine Diverſion von 50—60 000 Tataren rechnen dürfen.“

Auch als es 1752 der polnischen Frage wegen fast zu einem Waffengang zwischen Friedrich mit Österreich und Rußland kam, suchte der König die Türkei durch Vermittlung Frankreichs zu einer Kriegserklärung an die zwei Kaiserhöfe zu bewegen. „Müsse man doch“, wie er in einer Denkschrift damals an Ludwig den Fünfzehnten schrieb, „alles das wollen, was die Feinde nicht wollen. Sie fürchten den Krieg mit den Türken, also müsse man ihn erregen.“ In derselben Zeit forderte er auch in seinem politischen Testamente „einen Soliman auf dem Thron von Konstantinopel als eine wesentliche Vorbedingung der künftigen preussischen Aktionspolitik“ und mahnt Frankreich dringend, „den Türken wachzuhalten.“

Ja, seine Orientpläne gerieten in jenen Jahren so in Fluß, daß er sich entschloß, den Anlaß eines türkischen Thronwechsels benützend, einen eigenen Geschäftsträger nach Konstantinopel zu senden. Der Gesandte, dessen Mission ängstlich geheimgehalten wurde, war beauftragt, „sich eine vollkommene Idee von der jetzigen dortigen Beschaffenheit der Sachen und Umstände zu machen“, zu sehen, „in welcher Weise man am wirksamsten durch Geschenke zur Erreichung

des angestrebten Zieles beitragen könne, die Verfassung des Heeres zu studieren, die Stellung der Pforte zu Österreich und zu Rußland zu sondieren, vor allem aber in Erfahrung zu bringen, ob der Sultan von „martialischem und entreprenantem Humeur sei“, ob er Friedrich günstig gesinnt und den preußischen Allianzplänen vielleicht seine Zustimmung gäbe. Nach außen sollte die Mission einen ganz wirtschaftlichen Charakter haben. Der Gesandte sollte nur von einem Handelsvertrag sprechen, insgeheim aber eine „ganz extraordinäre und favorable Gelegenheit“ abwarten, um die Bündnispläne des Königs dem Divan vorzutragen.

Zum Gesandten dieser schwierigen Mission ersah der König seinen Flügeladjutanten Leutnant Gottfried Fabian Haude. Haude war, so glaubte wenigstens Friedrich, mit den Verhältnissen des osmanischen Reiches vertraut und beherrschte die türkische Sprache, da er schon zweimal in Konstantinopel gewesen war. Er war Schlesier von Geburt, war eine Zeitlang Handlungsgehilfe einer Breslauer Filiale in Pera gewesen, hatte später als Kornett in österreichischen Diensten den Türkenkrieg von 1736 bis 1739 mitgemacht und war dabei in türkische Gefangenschaft geraten. Später, nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich, war er Leutnant in dessen Potsdamer Gardebukors - Regiment geworden. Um seiner Reise alles Verdächtige zu nehmen, auch damit man ihn in Konstantinopel nicht wieder erkenne, trat Haude dort als Geheimer Kommerzienrat Karl Adolph von Rexin aus Pommern auf. Trotzdem aber die Pforte ihn freundlich empfing, verlief auch seine Sendung ergebnislos. Der preußenfreundliche Großvezier Ali-Pascha, ein begeisterter Bewunderer Friedrichs, den er mit Alexander und Caesar zu vergleichen liebte, war bald nach Rexins Ankunft in Konstantinopel gestürzt worden. Unruhen, die damals ausbrachen, häufige Ministerwechsel, besonders aber die Gegenarbeit der österreichischen, russischen und englischen Gesandten, die trotz aller Geheimhaltung Wind von Rexins Auftrag bekommen hatten, trugen zum Scheitern des Allianzplanes wesentlich bei.

Friedrich ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken. Schon warf der große Krieg seine Schatten. Schon drohten überall die Flammen aufzulodern, die die ehrgeizige und unversöhnliche Habsburgerin entzündet, um den widerspenstigen Preußenstaat zu vernichten. Friedrich, der die Gefahr ahnte, arbeitete fieberhaft, sich neue Bundesgenossen zu werben. Deshalb sandte er zum zweitenmal dem eigenstnigen Türken einen Gesandten, allzu optimistisch auf Rexins letzte Botschaft hin, „daß die Pforte Preußen wie ihren zweiten Freund ansehe und zu denen rechne, die eine aufrichtige Neigung zum glorreichen Osmanenreich hegten.“ Diesmal versah Friedrich seinen Emisär, Marquis de Varenne, mit Vollmacht, schickte ihn, mit der Instruktion, über seine Mission strengstens zu schweigen, nach Smyrna, wo er warten sollte, bis der schwedische und französische Botschafter die Zeit für günstig hielten, ihn nach Stambul zu berufen.

Aber noch während sein Gesandter auf der Reise war, brach der Sturm in Europa los. Eine vollständige Änderung vollzog sich in der politischen Konstellation der Mächte. Österreich, um des verlorenen Schlesiens willen seinen Jahrhunderte alten Gegensatz zu Frankreich vergessend, brachte den bourbonischen Hof auf seine Seite. Rußland, Schweden und das Reich schlossen sich diesen beiden Mächten an. Dieser Allianz gegenüber war Friedrich völlig isoliert. Er hatte zwar durch die Westminsterkonvention England gewonnen, doch mußte er, daß es nur ein lauer Verbündeter war, auf den er im Ernstfall nicht zählen konnte. So von allen verlassen, im Osten, Süden und Westen umklammert, erschien ihm der Türke als einziger Rettungsanker in seiner Not. Wie ein Schiffer, der umtost vom Sturm, Ausschau hält nach dem rettenden Hafen, spähte der König auf seiner einsamen Warte nach der Stadt mit den vielen Türmen, ob sie nicht die Losung sende, die ihn retten konnte. Immer wieder tauchen in seinen Briefen und Gesprächen aus jener Zeit Hoffungsstrahlen auf, daß der Sultan rüste, daß die Leute, „die keine Hüte tragen“, sich endlich bewegten, immer wieder fürchtet er, „ohne eine Diversion der Türken die nächste Campaigne nicht auszuhalten“. Der Türke wurde ihm so, wie Sichel schrieb, der „Deus ex machina“, der allein noch imstande war, den Sturm zu beschwören und das Unheil abzuwenden.

Ungeduldig, weil Varenne sich auf der Reise allzu lange verzögerte, sandte der König zum zweitenmal im September 1756 Nexin nach Konstantinopel. Er gab ihm die Weisung, alles aufzubieten, um entweder ein Defensivbündnis mit der Pforte zu schließen, oder die Türken zu einer feindseligen Handlung gegen Österreich und Rußland zu treiben. Er teilte auch damals der englischen Regierung seine Pläne mit, er wies sie eifrig auf die Notwendigkeit hin, die Pforte als Bundesgenossen zu gewinnen und bat sie dringend, seinen Emiffär in Konstantinopel zu unterstützen.

Trotz aller seiner Anstrengungen kamen aber auch diesmal die Verhandlungen nicht vom Fleck. Es nützte nichts, daß Friedrich der Türkei „volle Garantie anbot für alle Eroberungen, die sie in Ungarn und im Banat machen würde“. Es nützte nichts, daß er ihr erklärte, der Untergang Preußens liege nicht in türkischen Staatsinteressen, daß er ihr sagen ließ, es wäre ihre eigene Schuld, wenn Österreich und Rußland sie vollends aus Europa vertrieben, wenn sie durch ihr Zögern „endlich suffombieren und überm Haufen gehen müsse“.

Es nützte auch nichts, daß er sich ehrlich mühte, alle Bedingungen, die der Großvezier ihm damals stellte, sofort zu erfüllen, daß er seinem Gesandten die größten Summen zur Verfügung stellte, „um davon den Großvezier, andere Beziere, den Mufti, den Kanzler und dergleichen nötigen Personen, auch den Dolmetscher des Sultans und selbst in dem Serail einige Personen zu gewinnen“. Es war selbst vergebens, daß Nexin, den Friedrich fieberhaft zur Eile anspornte, zum Schluß auch noch die Favorit-Sultanin und die Sultanin-

Mutter mit Nürnberger Spielsachen beschenkte, weil dies „den Damen viel Pläsier mache“.

Freilich Friedrichs Siege verfehlten nicht, in der Türkei Jubel und Begeisterung hervorzurufen. „Das Volk,“ so berichtete der Gesandte am 15. Juli 1758 an Friedrich, erhebt den König bis an den Himmel mit seinen glorreichen Waffen. Man hört nichts in den Straßen und Kaffeehäusern als „Brandenburg, Brandenburg!“ Auch der Sultan, von der allgemeinen Begeisterung angesteckt, wollte eine Zeitlang die Gelegenheit zu einer Züchtigung der Österreicher und Russen nicht vorübergehen lassen, so daß Keyin ernstlich damit rechnete, daß die Türken „die Rosscheweife ausstreckten,“ und Friedrich jubelnd die „exzellenten Nachrichten aus Konstantinopel“ begrüßte.

Schließlich war aber alles, was Friedrich erreichte, nur der Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages Ende 1760. Der König nahm ihn an, in der Hoffnung, wie er sich äußerte, „daß er der erste Schritt zu einem mehreren und reelleren sei“. Zudem stellte dieser Vertrag zum erstenmal den diplomatischen Verkehr zwischen Preußen und der Türkei auf eine rechtliche Grundlage und gewährte dem deutschen Handel in der Levante den notwendigen Schutz. Denn er bestimmte, „daß den preußischen Untertanen, bei ihren Handelsunternehmungen im osmanischen Reiche dieselben Vorteile und Zoll-erleichterungen zuteil werde sollen, wie den meistbegünstigten Nationen. Preußen erwirbt die Vorteile der Kapitulation, wie Frankreich sie schon seit 1536 genießt. Dem preußischen Gesandten am Goldenen Horn werden dieselben Rechte zugebilligt, wie den übrigen Gesandten, und Preußen erhält das Recht, Konsulate in der Levante zu errichten.“

War auch mit diesem Vertrage, der übrigens bis zu den Abschlüssen der Türkei mit dem Deutschen Reiche Gültigkeit besaß, nicht allzuviel erreicht, so war Friedrich dennoch voller Optimismus. Gerade damals hoffte er, die Türken doch noch, und zwar mit Hilfe der Tataren, in den Krieg zu treiben. Er hatte auf das Versprechen der Tatarengesandtschaft von 1750 bauend, einen Holländer Boskamp nach Baktischirei, der Hauptstadt des Tatarenkhans Krim Gerai mit einem Geschenk von 500 000 Talern gesandt. Die Verhandlungen ließen sich günstig an, denn der Khan versprach mit einem Korps von 60 000 bis 80 000 Tataren den König „gegen seine Feinde zu sekondieren“. Friedrich arbeitete sogar damals voll frohen Mutes einen gemeinsamen Feldzugsplan mit Türken und Tataren aus, nach dem eine osmanische Division Ungarn bedrohen, während die Tataren mit einem Türkenkorps in die Ukraine einfallen und eine preußische Abteilung mit 6000 Tataren von Schlesien aus gegen Preßburg vorrücken sollte. Endlich schien sich alles zum Guten wenden zu wollen, denn die Türken, „durch die Schilderhebung der Tataren gegen Rußland gebedt“, fingen wirklich an, sich zu rüsten.

Da stürzte der ganze mit so vieler Mühe und Kunst vollendete Bau jäh wieder zusammen. Zwei unvorhergesehene Ereignisse brachten ihn plötzlich zu

Falle. Das erste war der Tod der Zarin Elisabeth 1762 und als dessen Folge die bekannte Schwenkung der russischen Regierung zu Preußen. Natürlich verfolgte man in Konstantinopel die Annäherung Peters des Dritten an Friedrich mit wachsender Unruhe und Mißtrauen. Dennoch wäre damals die Allianz zum Abschluß gekommen, denn Friedrich erlangte von Peter dem Dritten die von der Türkei erforderte Zusicherung, „daß er die Operationen von Türken und Tataren in Ungarn nicht stören wolle“. Aber ehe die Verhandlungen zu Ende waren (Kerlin hatte ihren Abschluß durch allerhand Ungeschicklichkeiten verzögert) wurde Zar Peter der Dritte ermordet, und mit seiner Nachfolgerin Katharina der Zweiten kam eine Regierung ans Ruder, die Preußen weniger günstig gesinnt war. Griff sie auch nicht mehr selber in den Krieg ein, so brachte sie es doch mit Hilfe der übrigen preußenfeindlichen Mächte fertig, in Konstantinopel gegen Friedrich zu hetzen und das Bündnisprojekt zu hintertreiben. Die Folge dieser Umtriebe war, daß in einer feierlichen Sitzung des Divans am 17. Oktober 1762 der preußische Allianzvertrag definitiv abgelehnt wurde.

Wollen wir die inneren Gründe verstehen, die den von Friedrich mit solcher Liebe und Zähigkeit gepflegten Plan zum Scheitern brachten, so müssen wir tiefer suchen. An der Spitze der türkischen Regierung stand damals Sultan Mustapha der Dritte, ein Mann voller Mut und Unternehmungslust, von strengen Sitten und gutem Charakter, großzügig und begabt, eine Persönlichkeit, die wohl imstande gewesen wäre, mit Preußens Hilfe den Türkenstaat auf seine alte Ruhmeshöhe zu führen. Ihm zur Seite aber stand, ihn völlig durch seine geistige Überlegenheit beherrschend, sein Großvezier Raghib Mohamed Pascha, „der letzte große Bezier des osmanischen Reiches“, wie man ihn wohl genannt hat. Er war Dichter und Historiker, ein Gelehrter, der „Tag und Nacht am Schreibtisch saß“, dabei doch Staatsmann genug, um für Reformen in den Finanzen und für die Hebung der türkischen Wehrkraft energisch einzutreten. Aber er war durchweg Pazifist; er hatte den Grundsatz aufgestellt: „daß dem alternden Reiche der Friede am zuträglichsten sei“, daß es in einem Kriege alles zu verlieren und nichts zu gewinnen habe. Zudem hielt er das kleine entfernte Preußen nicht für fähig, die Türkei gegen die Riesenkoalition von Frankreich, Österreich und Rußland tatkräftig zu unterstützen. So geschah es, daß Raghib, oft im Gegensatz zu seinem Herrn, schlau und geschickt die Verhandlungen dilatorisch betrieb, bald bestimmte Zusicherungen gab, bald abwartete, bald wieder neue Bedingungen stellte. Dazu kam Friedrichs wechselndes Kriegsglück, das ein Eingreifen der Türkei nicht immer ratsam erscheinen ließ, dazu kam auch die angeborene Abneigung der Mohamedaner, ein Bündnis mit christlichen Mächten zu schließen. Nicht zuletzt aber war Friedrichs Gesandter, Kerlin, seiner schwierigen Aufgabe durchaus nicht gewachsen.

Zeitgenossen schildern ihn als unhöflichen, unbändigen Mann, ohne gerechtes Urteil und ohne kühlen Blick, rasch vertraut mit Menschen aller Art

und ohne Wahl in seinem Umgang, dabei nicht imstande, ein anvertrautes Geheimnis wahren zu können. „Mon vie dase“, meinen Geselstopf, hat ihn Friedrich ärgerlich einmal genannt, als er sah, daß er der feinen Diplomatie Raghibs gegenüber immer den Kürzeren zog.

Dennoch wären wohl alle diese Gründe nicht stark genug gewesen, das Bündnisprojekt scheitern zu lassen, wären in Konstantinopel nicht andere Geister am Werke gewesen, die auch ein schlauerer Kopf als Rexin nicht hätte beschwören können. Wie schon früher erwähnt, hatten die übrigen Mächte seit Jahrhunderten Übung im diplomatischen Verkehr mit der Pforte, während Preußen sich ihr zum ersten Male genähert hatte. Frankreich vor allem besaß einen maßgebenden Einfluß in der Türkei und wandte, um seinen Levante-handel besorgt, alles auf, Friedrichs Pläne zu durchkreuzen. Während Österreich durch Bestechungsgelder, mehr noch durch das Lockende Versprechen einer Abtretung des Banats die türkische Regierung zu ködern suchte, bot Frankreich seine Garantie an, „für die Erfüllung aller zwischen Österreich und der Türkei abgeschlossenen Verträge“.

Freilich Friedrich besaß einen Bundesgenossen, der sich der gleichen Autorität in Stambul erfreute, wie seine Feinde — England.

Aber mit diesem Verbündeten war er übel daran. Aus Angst um seine kommerziellen Interessen im Orient arbeitete England Preußen hier geradezu offen entgegen. Als 1759 Raghib von Friedrich verlangt hatte, daß England den türkisch-preußischen Vertrag garantiere, wies die britische Regierung des Königs Forderung prozig zurück.

Lord Holderness, der leitende englische Minister, erklärte geradezu „aus internationalem Anstand,“ und „weil seine britische Majestät ohne Verletzung ihres Zartgefühls sich offiziell an Schritten gegen Rußland nicht beteiligen dürfe,“ jede Unterstützung ihres preußischen Bundesgenossen in seinen türkischen Plänen energisch ablehnen zu müssen.

Kein Wunder also, daß so vielen Mächenschaften und Intrigen gegenüber der arme preußische Botschafter unterlag. „Ich habe“, so klagte dieser in einem Briefe, „ehrlich gegen die Minister gearbeitet und was mir mein von Gott verliehener Verstand suggerieret, angewandt, mich auch Tag und Nacht pferdemäßig fatigieret, Pest, Feuer, Wasser, Vergiftung und Meuchelmörder exponiert, meine Gesundheit völlig zugefetzt, und bin für Gram und Kummer alt und grau geworden, und obwohl das Ministeriale niemals mein Metier gewesen, so kann ich mich doch nicht entsinnen, in etwas gefehlt oder etwas negligieret zu haben.“

Ein merkwürdiges und interessantes Nachspiel erlebten Friedrichs Bündnispläne kurze Zeit später in Berlin. Es ging ihm mit der Türkei, wie dem Liebhaber mit seinem widerspenstigen Mädchen. Warb er um sie mit Geduld und Ausdauer, dann konnte er sicher sein, daß sie sich launisch ihm versagte. Wandte er sich darauf verstimmt von ihr ab, dann bettelte sie sicher voll Zärt-

lichkeit um seine Liebe. Als die Allianzprojekte 1762 gescheitert waren, hielt Friedrich die Sache für erledigt. Aber schon wenige Monate später wurde er durch die Botschaft seines Gesandten aus Konstantinopel überrascht, die Pforte beabsichtige, eine „extraordinäre Ambassade mit reichen Präsenten nach Berlin zu senden und Choisiere hierzu einen Großen des Hofes und Pascha von drei Rosschweifen.“ Und schon im November 1763 hielten des „Orients geschenkt-beladene Boten“ ihren festlichen Einzug in Berlin.

In seinem schönen Aufsatz „Eine türkische Gesandtschaft am Hofe Friedrichs des Großen 1763/64“, hat Gustav Berthold Volz auf Grund zeitgenössischer Quellen dies Ereignis anschaulich und ausführlich erzählt. Er hat geschildert, welche Aufregung diese fremdländische Eskorte in Berlin hervorrief, wie man die schönen Männer, den orientalischen Pomp, das seltsame Zeremoniell bewunderte, wie von nah und fern alles herbeiströmte, die Janitscharenmusik zu hören, wie man sich aber auch über die Leute beschwerte, die „mit Feuerbränden und langen, offenen, brennenden Tabakspfeifen über die Höfe und in den Ställen herumliefen“, wie man sich ärgerte, daß sie „nicht allein auf dem Herde, sondern auch auf dem Pflaster, in der ganzen Küche kochten und brieten, und dadurch Küche, Keller und Schornstein ruinierten, wie man über ihre Art mit den Fingern zu essen, lachte, über die Spärlichkeit ihrer Trinkgelder schalt und doch in allem der Fremden Tun und Treiben nachahmungswert fand. „Ganz Berlin“, so schrieb damals spöttisch der König, „stehe in Feuer und Flamme, Datteln essen gehört zum guten Ton. Die Becken pflanzen sich einen Turban aufs Haupt, ganz Berlin sei närrisch, die Sitten von Konstantinopel geben den Ton an, wer reich genug sei, lege sich einen Harem zu.“

So sehr aber auch Friedrich über den Mamamouchi, wie er den Anführer der Gesandtschaft, Achmet Effendi, nach Molières Vorbild titulierte, spottete, so gab er sich doch alle Mühe, seine orientalischen Gäste würdig zu empfangen. Er befahl seiner Umgebung, in keinem Punkte den Anstand zu verletzen, er ließ sämtliche Berichte über türkische Gesandtschaften studieren, „damit man alle Erfordernisse für Empfänge und Audienzen bis ins kleinste ausarbeite“, er ordnete an, daß in dem Absteigequartier Achmets alle Möbel, Bilder, Tapissereien, die die Türken nicht gerne um sich haben, entfernt wurden. Friedrich ließ sich sogar selber vom Baron Böllniz, der in diesen Dingen für kompetent galt, weil er in seiner Jugend einmal eine persische Gesandtschaft in Paris gesehen hatte, Vorträge über das orientalische Zeremoniell halten, um in nichts gegen die religiösen, nationalen Gefühle der Türken zu verstoßen. Hatte doch Regis den König gewarnt, den Türken „einigen Affront oder Mutwillen oder Beleidigung zuzufügen“, da sie empfindlicher und pointillöser seien als irgendeine Nation der Welt.

Der politische Inhalt dieser Gesandtschaft ist bis heute noch nicht klar erkannt. Regis hatte Friedrich geschrieben, „Achmet sei beauftragt, die Freundschaft zwischen beiden Mächten auf einen noch festeren Fuß zu setzen“. Andere

meinen, die Türken hätten damals beabsichtigt, den König für eine nähere Allianz zu gewinnen. In drei Jahren lief nämlich der Waffenstillstand, den die Pforte 1739 mit Österreich geschlossen hatte, ab. In einem österreichisch-türkischen Kriege aber konnte Friedrichs Freundschaft und eventuelle Hilfe der Türkei von größtem Nutzen sei. Außerdem mußte in jener Zeit eine auffallende Gesandtschaft nach Berlin das berechtigte Mißtrauen der Österreicher hervorrufen, die Pforte konnte also hoffen, daß der Wiener Hof aus Angst vor einer türkisch-preußischen Allianz sich „in propositiones einlasse“ und sie so auf leichte Art etwas erlange. Und nicht zuletzt, man hatte in der Türkei Angst vor einem preußisch-russischen „Konzert“, man fürchtete, daß Friedrich in der polnischen Frage, an der die Pforte ebenfalls unmittelbar interessiert war, Katharina unterstützten und gar sich zu einem Angriff auf die Türken entschließen könnte.

Beabsichtigte so die Gesandtschaft, allen diesen Dingen auf den Grund zu kommen, so wünschte auch Friedrich so sehnlich wie früher eine endliche Regelung seiner Beziehungen zur Türkei. An einen Offenvertrug dachte er freilich diesmal nicht mehr. Er sehnte sich ja nach Ruhe und Frieden. Er ging allen neuen kriegerischen Verwicklungen ängstlich aus dem Wege. Aber er war damals völlig isoliert. Sein Bündnis mit Rußland war noch nicht geschlossen, mit Versailles stand er gespannt, Österreich blieb ihm Feind und mit England hatte er nach dem Verrat von 1761 für immer gebrochen. So spielte er denn wie 1756 mit dem Gedanken, wenigstens mit der Türkei in einem Defensivbündnis alliiert zu sein. Deshalb empfing er Achmet Effendi in feierlicher Audienz unter dem Thronhimmel in seinem Ritteraal, deshalb fügte er sich, wenn auch feufzend und mit Selbstironie in das „verteufelte Zeremoniell“, deshalb gab er dem Gesandten Dinars, veranstaltete ihm Schauspiele und Jagden und führte ihm seine Infanterie und seine Kavallerie vor. Im übrigen war Achmet Effendi ein würdiger, alter Herr, liebenswürdig und gewandt, ein Freund schöner Frauen, offen und wißbegierig und immer bereit, alles Neue aufzunehmen und in sich zu verarbeiten. Er besuchte die Fabriken, die Schulen, die Kirchen Berlins, er wohnte einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei, die ihn lebhaft interessierte, und berichtete über alles, was er mit offenen Augen gesehen, ausführlich, wenn auch manchmal voller Irrtümer, nach Hause.

Am 29. November hatte der König dann in Potsdam eine entscheidende Unterredung mit dem türkischen Gesandten. Er sprach über seine Orientpolitik im Siebenjährigen Krieg, er entschuldigte die Wendung, die er ihr 1762 gegeben, er beruhigte die Pforte wegen des preußisch-russischen Abkommens und der polnischen Politik, die vollständig den türkischen Interessen entspräche. Zum Schluß brachte er den Allianzgedanken zur Sprache und suchte dabei, wie Achmet nachher schrieb, „mit der Hand auf der Karte“, die daraus entspringenden namhaften Vorteile zu zeigen. Er begründete seinen Vorschlag mit dem Hinweis auf das gemeinsame Interesse und die geographische Lage beider Länder, die es beiden Teilen ermöglche, durch eine Diverfion sich gegenseitig zu unter-

stützen. Er betonte den moralischen Eindruck des Bündnisses auf die Nachbarn, die in der Folge desto peinlicher die bestehenden Verträge beobachten würden.

Aber das Spiel von früher wiederholte sich genau. Der Sultan wünschte das Bündnis, sein Bezier, ein Nachfolger Raghibs, machte Schwierigkeiten. Die fremden Gesandten intrigierten, und die Sache verschleppte sich.

Ahmet, der keine Vollmacht erhalten hatte, mußte am 2. Mai 1764 Berlin unverrichteter Dinge verlassen. Der König sandte zwar noch einmal seinen Hauptmann Zegelin nach Konstantinopel, um aber endlich einzusehen, „daß es der Pforte kein rechter Ernst sei, mit mir den vorseienden Defensivallianztraktat zu schließen, und daß ohne eine abschlägliche Antwort zu geben, deren Minister nur suchen, durch Trainieren von einer Zeit zur anderen die Hauptsache abzulehnen“.

Allerdings Friedrich war an dem Scheitern seiner Pläne selbst mit Schuld. Er hatte das erste wie das zweite Mal versucht, Dinge zu vereinen, die im innersten Widerspruch zueinander standen. Er hatte 1764 im April sein Bündnis mit Rußland geschlossen und hatte von da an die russische Polenpolitik die Wahl des Piasten Poniatowsky, den der türkische Sultan erbittert haßte, eifrig unterstützt. Ein Bündnis mit der Türkei und Rußland zugleich aber war in jener Zeit bei dem Interessengegensatz dieser zwei Staaten gefährlich und gewagt, der Plan selbst aber geeignet, das berechtigte Mißtrauen der Pforte gegen eine solche Politik hervorzurufen.

Noch einige Male 1768, 1771, 1772, 1779, 1782 und 1784 suchte die Pforte Friedrich für sich zu gewinnen. Friedrich lehnte aber im Hinblick auf seine Allianz mit Rußland das Anerbieten damals ab, nur für den Vorschlag einer russisch-türkisch-preußischen Tripelallianz, den die Pforte merkwürdigerweise selber 1779 machte, wäre er zu gewinnen gewesen, aber der Plan scheiterte endgültig an dem Widerstand Katharinas der Zweiten.

Wir sehen, zu einem positiven Ergebnis haben die orientalischen Pläne Friedrichs nicht geführt. Wertlos sind aber diese Verhandlungen trotzdem nicht gewesen. Der Türkei hat des Königs schlichte Heldengestalt zum erstenmal eine Vorstellung von deutscher Art und deutscher Größe gegeben, zum erstenmal hat man damals am Goldenen Horn begonnen, aufmerksam und gespannt nach der jungen preußischen Großmacht zu schauen und ihre Weiterentwicklung eifrig zu verfolgen. Friedrich aber hat durch seinen Handelsvertrag mit der Türkei zum erstenmal jene Beziehungen Preußens zu dem Osten angebahnt, die seither nie mehr gelöst worden sind. Er hat als erster deutscher Fürst den Grundsatz aufgestellt, daß die Türkei ein notwendiges und wichtiges Glied im europäischen Staatenkörper bilde, und daß ihr Untergang mit allen Kräften verhütet werden müsse. Er hat als einer der wenigen europäischen Fürsten versucht, das osmanische Reich aus seiner Lethargie zu wecken, es „aus dem Zustand der Ohnmacht und Schwäche herauszubekommen,“ indem er es an seine uner-schöpflichen Hilfsmittel erinnerte. Er hat als einer der ersten gewünscht, daß

die Türkei ihre geistvollsten und vorurteilslosesten Köpfe zum Studium des Handels, des Verkehrs, der Kriegskunst nach Europa sende, damit sie auf diese Weise die Heimat reformierten. Er hat aber vor allem sich selber, wie seine Allianzpläne beweisen, nüchtern und kühl mit dem Gedanken durchdrungen, daß stärker als alle Gegensätze der Verfassung, der Religion, der Sprache, der Kultur, das Band der großen, gemeinsamen, politischen Interessen sei.

Und gleichsam die Zukunft vorausahnend hat er in den Tagen, da er von dem Abschluß des Bündnisses fest überzeugt war, seinem Bruder Heinrich die prophetischen Worte geschrieben: „Diese Allianz ist einer der wertvollsten Teile der ganzen Erbschaft, die ich meinem Neffen hinterlasse und nach menschlicher Voraussicht wird sie unsere Feinde und Neider zur Aufrechterhaltung der soeben mit uns eingegangenen Verträge bestimmen.“



Einiges vom Finden

Von Geh. Justizrat K. Bruns



meh, da habe ich ja einen fremden Regenschirm erwischt!“ — Oder: „Welcher . . . hat mir denn meinen Hut vertauscht?!“ Zu dergleichen verdrießlicher Äußerung hat gewiß schon mancher von uns Veranlassung gehabt. Wie aber solcher an sich ganz einfache Hergang rechtlich zu beurteilen sei, das ist den meisten gänzlich unbekannt, und deshalb dürften die folgenden Darlegungen vielen willkommen sein. Voranschieben muß ich einige allgemeine Betrachtungen.

„Wer eine ‚verlorene‘ Sache ‚findet‘ und an sich nimmt — —“ mit diesen Worten beginnt das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch im § 965 seine Vorschriften über den „Fund“, deren erster Teil (§§ 965 bis 977) die Findung von verlorenen Sachen im eigentlichen Sinne behandelt, während die §§ 978 bis 982 den uneigentlichen Fund von Sachen im Bereiche von öffentlichen Anstalten (Behörden und Verkehrseinrichtungen) regeln; den Schluß bilden die Sondervorschrift des § 983 und die des § 984 (letztere den „Schatz“ betreffend). Ich kann mich in diesem Aufsätze nicht in einer den strengen Anforderungen der Rechtswissenschaft genügenden Ausführlichkeit über die Begriffsbestimmungen des „Verlierens“ und „Findens“ verbreiten. Im allgemeinen wird es zutreffen, wenn ich im Anschluß an viele Rechtslehrer und Gerichtsentscheidungen die Begriffe dahin erläutere: Finder ist, wer eine ‚verlorene‘ bewegliche Sache als ‚eine solche‘ entdeckt und nun erst an sich nimmt. Es verliert also jemand seine Sache